



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Friedrich Hebbels Briefwechsel : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aller Zeiten sichert. Bis zum Überdruß hat man für alle bedeutenden Männer den Einfluß der Mutter als maßgebend hinstellen wollen: Bernhardi hatte von seiner Mutter nichts als den Geist und seine Beweglichkeit, alles andre hatte er nur sich selbst zu danken.

Nach sechsjährigem Aufenthalte in Esthland wurde Bernhardis Lebenswunsch erfüllt: er bezog die Universität Heidelberg. Der Aufenthalt war aber nicht nur für seine Studien von Wichtigkeit, sondern auch deshalb, weil er in Kreise eingeführt wurde, in denen er täglich den Pulsschlag historischen Lebens fühlte, und deren Lebensgewohnheiten wie Überlieferungen für den spätern Historiker von der höchsten Wichtigkeit sein mußten.

Mit dem Tode seiner Mutter, 1833, und seiner Übersiedelung nach Petersburg schließt das unvergleichlich interessante Buch, dessen Fortsetzung jeder Leser mit der größten Spannung erwarten wird.



Friedrich Hebbels Briefwechsel

Von Adolf Stern

(Schluß)



ie ungewöhnliche Tiefe und Strenge der Kunstanschauung Hebbels hat — allerdings nur bei solchen, die den Dichter aus seinen Schöpfungen weder kannten noch kennen zu lernen verlangten — die Vorstellung erweckt, daß Hebbel zu den Künstlern gehört habe, für die die Welt hinter ihren Stillkunststücken oder Ateliergeheimnissen versinkt. Daß es sich gerade umgekehrt verhält, daß der Dichter die Poesie und die schaffende Kunst überhaupt nur darum so hoch hielt, weil sie ihm für „einen Schlüssel, der ihm das All erschließt,“ galt, muß noch immer betont werden und macht die Briefe zu wichtigen Beweisstücken seiner geistigen Kraft und seines reinen Willens. Für die warme, ernste und leidenschaftliche Teilnahme Hebbels am Weltleben und an allen Interessen der Menschheit, für sein blitzartiges, merkwürdig scharfes Verständnis aller wechselnden Erscheinungen und sein Vermögen, die bewegenden Kräfte und das herrschende Gesetz im Wechsel der Erscheinungen zu ergründen, für die zarten Regungen einer starken und leidenschaftlichen Seele und die keusche, fast verschämte Anmut, diese Regungen auszudrücken, lassen sich aus den Briefen hunderte von Belegstellen anführen. Das Gesamtbild des Dichters kann durch all diese kleinen neuen Züge nur gewinnen, die menschliche Teilnahme an seinem Leben nur gesteigert werden.

Die religiöse Anschauung Hebbels konnte und wollte es zu einer gewissen

Zeit seines Lebens nicht verleugnen, daß sie durch die Schule des Junghegelianismus und der Tübinger Evangelienkritik hindurchgegangen war. Doch auch mit dieser Voraussetzung unterschied sie sich von der Tagesphilosophie nicht bloß durch ihren gewichtigen Ernst, sondern durch die Bescheidung, von der letzten und höchsten Lenkung aller Welten, vom Unerforschlichen nichts zu wissen, durch das Gefühl frommer Ehrfurcht, mit dem auch der Nichtchrist dem unbekanntem Gott gegenüberstand. Bezeichnend ist ferner, wie rasch Hebbel die entschieden widerchristliche Jugendstimmung seiner geistigen Gährungszeit überwand, die in einigen seiner Briefe an Elise Lenzing so leidenschaftlich, ja wildgehässig zum Durchbruch kam. Schreibt er doch einmal: „Das Christentum verrückt den Grundstein der Menschheit. Es predigt die Sünde, die Demut und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demut die einzig mögliche menschliche Sünde, und christliche Gnade wäre eine Sünde Gottes. Dies ist um nichts zu hart. Die edelsten und ersten Männer stimmen darin überein, daß das Christentum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber sie suchen meistens den Grund in der christlichen Kirche; ich finde ihn in der christlichen Religion selbst. Das Christentum ist das Blattergift der Menschheit. Es ist die Wurzel alles Zwiespalts, aller Schlawheit, der letzten Jahrhunderte vorzüglich.“¹⁾ Wenn man mit dieser wilden Aufwallung die spätern Anschauungen Hebbels namentlich in den Briefen an Achtritz vergleicht, so empfindet man, wie wunderbar und tief ihn das Leben und sein eignes unablässiges Ringen auch in dieser Frage geläutert hatten. An Achtritz schreibt er: „Die sittliche Welt sollen wir alle gemeinsam bauen, darum erging an uns alle mit gleicher Eindringlichkeit der gleiche Ruf; das spekulative Bedürfnis soll sich jeder auf seine Weise befriedigen; darum sind hier keine Schranken gesetzt. Wenn der absolute Christ mir die Versicherung giebt, daß ihm die großen Fragen nach dem Woher und Wohin, die uns andre vom ersten bis zum letzten Odemzug beschäftigen, ein für allemal gelöst sind, so bin ich weit entfernt, ihn zu bestreiten. Nur muß er mir einräumen, daß ihm gleich bei seiner Geburt ein besondrer Sinn zu teil geworden ist, welcher ihn der Aufnahme einer Offenbarung fähig machte, die wir vergebens mit unserm Schweiß und unserm Blut zu erkaufen suchen.“ In demselben Brief erklärt der Dichter, er würde sich als Christ „jedes Streits über den Kelch begeben, damit der edle Wein, den er enthält, nicht verschüttet werde. Denn diese Gefahr ist näher, als die Abschließer der Konkordate und die Beförderer der Gustav-Adolf-Vereine denken, und da ich den ethischen Kern des Christentums hoch über den aller andern Religionen stelle, so würde ich es unendlich beklagen, wenn sie wirklich hereinbräche.“²⁾ Und etwa ein Jahr später ruft er demselben Freunde zu: „Wenn ein Gedicht wie »Das ab-

¹⁾ An Elise Lenzing; München, den 12. Februar 1838. — ²⁾ Wien, den 23. Mai 1857.

geschiedne Kind an seine Mutter« Sie nicht stört, so kann das höchst vor-
treffliche alte Kirchenlied, das Sie mir mitteilen, und dessen Dichter ich wohl
kennen möchte, auch mir nur zur Erbauung und ernstern Anregung gereichen.
Ich habe mir die Menschen im Verhältnis zu der höchsten Angelegenheit des
Geschlechts von jeher gern so gedacht, wie sie an Sonn- und Feiertagen um
die Dämmerungszeit in einem alten Dom vor und hinter einander sitzen, der
durch die Rose sein letztes Licht erhält. Jeder schaut hinein, jeder glaubt
am meisten zu sehen und am schönsten zu träumen, und jeder ist mir recht,
so lange er nicht allein Augen zu haben behauptet.“¹⁾ Immer tiefer und
fester wurde mit der Zeit bei ihm diese Empfindung, und in der christlichen
Gruppe seiner Nibelungentrilogie gab er ihr unvergängliche Gestalt.

Die politischen Gährungen und Kämpfe, die in Hebbels Lebenszeit fielen,
zogen ihn natürlich in starke Mitleidenschaft, obwohl er ein viel zu echter
Dichter blieb, die künstlerische Lebensaufgabe, die ihm gesetzt war, niemals mit
der halb litterarischen, halb agitatorischen Thätigkeit zu vertauschen, in der
sich ein großer Teil seiner Zeitgenossen gefiel. An der publizistischen Vor-
bereitung der Revolution von 1848 nahm Hebbel so wenig Anteil, wie an
den stillen Kämpfen, in denen sich sein holssteinisches Heimatland gegen die
dänischen Einverleibungsgelüste zu wehren begann. Wohl übte er die schärfste
Kritik an gewissen vormärzlichen Zuständen und sah voraus, daß diese Zu-
stände ihrem Ende entgegeneilten. Und obwohl sich sein engeres Vaterland
in jedem Betracht stiefmütterlich gegen ihn gezeigt hatte, verleugnete er keinen
Augenblick die Liebe zum Heimatboden. In demselben Winter von 1842 zu
1843, wo er sich in Kopenhagen bei seinem Königherzog Christian dem Achten
um ein Reichsstipendium bewarb, beschäftigte er sich mit dem Gedanken eines
Romans aus der Geschichte von Ditmarsen, der natürlich einen der gewal-
tigen Kämpfe und Siege der Bauernrepublik wider die Dänenkönige, wahr-
scheinlich die Hemingstedter Schlacht, zum Hintergrunde haben sollte. Aber es
lag ihm bei alledem doch fern, sich an der politischen Arbeit des Tages zu
beteiligen, und er pflegte spöttisch zu den Forderungen derer zu lächeln, die vom
Künstler unsrer Tage verlangten, daß er die Kunst um der Politik willen an
den Nagel hängen oder, noch schlimmer, die Kunst in Politik verwandeln solle.
Nur einmal, unter den Eindrücken der ersten Monate des Jahres 1848, ver-
tauschte Hebbel den Standpunkt des scharfsichtigen Beobachters mit einem Stück
thätiger Teilnahme an den Weltereignissen. Als sich im Mai 1848 Kaiser Ferdi-
nand von Oesterreich vor dem Wiener Barrikadenheldentum und der wilden Wirt-
schaft des unreifen Radikalismus von Schönbrunn nach Tirol geflüchtet hatte,
sandte mit den verschiedensten Bürgerkreisen Wiens auch der Schriftstellerverein
Konfordia eine Deputation mit der Bitte um augenblickliche Rückkehr des Kaisers

¹⁾ Wien, den 4. Mai 1858.

nach der Innsbrucker Hofburg. Schon die Zusammensetzung dieser Deputation war wunderbar genug, Hebbel neben Saphir und Otto Prechtler, zu denen sich noch ein Dr. Wildner gesellte; noch wunderlicher der Verlauf der Dinge. Während den nach Innsbruck reisenden die Nachrichten von weitem Revolutionswirren in Wien zu Schreckbildern wurden, sodaß Saphir den Mut zur Weiterreise verlor und Hebbel wenigstens von Linz aus seine Frau beschwor, Wien zu verlassen („Ohne dich ist die Welt mir nichts; hab ich dich, so kümmert es mich nicht, ob wir unsern Bettel verlieren oder behalten. Darum beschwöre ich dich gleich, so bald die Sachen sich noch schlimmer stellen, sicher zu kommen!“), liefen sie in Tirol Gefahr, von der loyal erregten Menge, die in jedem Wiener Deputirten einen „Roten“ vermutete, mißhandelt zu werden. Am Hoflager wurden sie jedenfalls als unbequem angesehen, die persönlichen Vorstellungen an den armen kranken Kaiser hatten natürlich keinen Erfolg, und Hebbel, in dessen Natur es ein für allemal nicht lag, sich mit dem bloßen Schein zu begnügen, drang auf Gehör beim Erzherzog Franz Karl, dem er nicht verhehlte, daß die Wiederherstellung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit in Wien von der Rückkehr des Kaisers abhängig sei, aber nicht, wie man am Hofe meinte, ihr vorausgehen müsse. Man kann sich leicht vorstellen, daß das Pathos, das ihm in solchen Dingen eigen war, von der Art seiner Wiener Genossen weit abwich, und braucht sich nicht darüber zu wundern, daß nach Jahren und unter gänzlich veränderten Verhältnissen der Wiener Spott sich mit Vorliebe an das Auftreten Hebbels am Innsbrucker Hoflager heftete. Noch vor kurzem ist in Adam Müller-Guttenbrunns Buche „Im Jahrhundert Grillparzers“ nach Otto Prechtlers Erinnerungen die Geschichte dieser litterarischen Abordnung wieder vorgefucht und Hebbel dadurch lächerlich gemacht worden, daß erzählt wird, wie sich der arme geistig unzurechnungsfähige Kaiser vor dem Rededonner des aufgeregten Dichters gefürchtet und schließlich vor ihm hinter einen Tisch im Audienzsaale geflüchtet habe. Man darf der Wienerischen Malice ebenso gut die Erfindung einer solchen Anekdote zutrauen, wie sie auf völliger Wahrheit beruhen kann, da sie mit den bekannten Umständen in keinem Widerspruch steht. Die Lächerlichkeit aber fällt auf die zurück, die dem damals erst seit zwei Jahren in Osterreich lebenden, alles schwer und ernst nehmenden Dichter ohne weiteres zumuteten, sich in ihre traurige Gewöhnung hineinzudenken, den epileptisch kranken Kaiser Ferdinand für nicht viel mehr als einen „Trottl“ zu nehmen und unter dieser Voraussetzung die Rolle in der tragikomischen Staatskomödie mit dem richtigen Accent zu spielen.

Überhaupt und ganz abgesehen von der verunglückten Teilnahme an der Politik muß man sagen, daß, was der Dichter auch Wien zu danken hatte und wie gut er es verstand, sich innerhalb der gegebenen, für ihn ungünstigen Bedingungen zu behaupten, er in der Kaiserstadt niemals recht an seinem Plage gewesen ist. Den österreichischen Einwirkungen auf seine Anschauung der Welt-

verhältnisse konnte er sich nicht völlig entziehen, so mannhaft er sich auch dagegen wehrte. Die Wiener Revolution und die ihr nachfolgende Säbel- und Konfordsatherrschaft hatten an ihm einen ebenso unerbittlichen wie scharfsichtigen Gegner; was er unmittelbar sah, darüber konnte er sich nicht wohl täuschen. Dagegen beeinflusste ihn mehr und mehr die Wienerische Auffassung, die Schmerling und seine Genossen 1848 in der Frankfurter Nationalversammlung vertreten hatten: daß das gesamte Deutschland nur ein Anhängsel Österreichs sei, der Traum, daß es nur eines kräftigen Entschlusses des österreichischen Kaisers bedürfe, um das alte Imperium der Salier und der Staufer wieder aufzurichten. Und nicht ungestraft verkehrte er in den Jahren nach 1849 mit einzelnen hohen österreichischen Offizieren, die ihre tiefe Verachtung der Italiener, ihre brutalen Forderungen, daß die Lombardei mit Beilen und Ruten bei Österreich festgehalten werden müßte, unvermerkt auf ihn übertrugen. Er, der sonst die leisesten Wandlungen der Völkerseele wie der Menschenseele beobachtete, übersah vollständig den Umschwung der Empfindung, das Erwachen eines opferwilligen und opferfähigen vaterländischen Geistes bei den Italienern, er bewegte sich noch im Beginn des Krieges von 1859 in den Vorstellungen, die Custozza, Curtatone und Novara, sowie das von Wien aus viel verherrlichte Kadekkyische Standrechtsregiment unbewußt in ihm wachgerufen hatten. So konnte es geschehen, daß er mit Friedrich von Uchtritz in einen politischen Zwiespalt geriet, der viel weniger leicht zu schlichten und zu beschwichtigen war, als der frühere religiöse. Denn als er auf Uchtritz ehrliches Eingeständnis: „Ich kann und will meine Sympathien für das unglückliche Italien nicht verleugnen. Es ist ein sich vordrängender Ehrgeiz in dem Königshause von Sardinien; aber ich müßte mich allen historischen Urtheils ent schlagen, wenn ich mir verhehlen wollte, daß dem ersten König von Italien ein hoher und echter Ruhmesplatz in der Geschichte seines Volkes nicht entgehen wird,“ nur den ingrimmigen Ausruf zur Antwort hatte: „Sie haben Sympathie für die Italiener und trauen ihnen nationale Lebensfähigkeit zu; ich halte sie, auf Anschauungen gestützt, die ich in ihrer Mitte gewann, in dieser Beziehung für viel verkommener als Juden und Polen, und zwar durch eigne Schuld, durch den Mangel des staatenbildenden Faktors, nicht durch die Schuld des Regiments. Daß man mit dem italienisch-österreichischen Regiment vom Grafen an bis zum Fackhino herunter (der Unterschied bedeutet dort freilich nicht viel) höchst unzufrieden war, ist gewiß; man würde aber mit jedem Regiment unzufrieden gewesen sein, und das österreichische hatte nur den einen Fehler der zu großen Milde, die überall besser am Platze ist, wie in Italien, wo man sie für Schwäche und Feigheit hält,“¹⁾ glaubte er aus allerpersönlichsten Anschauungen heraus zu reden, vergaß, daß er in Italien selbst die lebendigsten

¹⁾ An Friedrich von Uchtritz; Orth bei Gmunden, 25. Juli 1859.

und nachhaltigsten Eindrücke von dem verkommenen Volke einer Stadt wie Neapel erhalten, daß er zwölf Jahre hindurch mit jeder Unterredung und gleichsam mit jedem Atemzuge den brutalen Welschenhaß österreichischer Soldaten und Polizeibeamten eingesogen hatte. Nur so war es begreiflich und zu verzeihen, daß er dem österreichischen Regiment in Italien „zu große Milde“ nachrühmte; jeder, der sich der Thaten der Zobel, Haynau und ihrer Genossen erinnerte, hätte ihm ins Gesicht lachen können. Üchtritz überwand sich in seiner tiefbegründeten Verehrung für Hebbel und schwieg zunächst, im nächsten Jahre aber, wo der italienische Einheitsdrang und Schwung über den zweideutigen Befreier Napoleon den Dritten hinweg seine Stärke bewährte, schrieb er ihm einfach: „An der Befähigung und Würdigkeit der Italiener, sich als Volk zu konstituieren, werden Sie jetzt unmöglich mehr zweifeln können.“ Und wenn Hebbel dann über den deutschen Kosmopolitismus schalt, der sich für die Befreiung der Italiener interessire (oder wie der Satz in Hebbels drastischer Bildersprache lautete: „der dem falschen, ränkefüchtigen, alles Deutsche verachtenden Italiener im Flohsang beistehen möchte“), während er der dänischen Tyrannei in den edelsten deutschen Provinzen gelassen zusehe, so war das nicht viel mehr als ein geschickter Fechterstreich.

Unablässig lagen seine eignen Einsichten, seine heißen Empfindungen und Wünsche für Deutschlands Zukunft (die ja auch die Befreiung der schleswig-holsteinischen Heimat bringen mußte) und die in Wien angenommenen Vorurteile im harten Kampfe mit einander. Als Preußen im Frühling 1859 für Österreichs italienischen Besitz nicht ohne weiteres zu den Waffen griff, hegte Hebbel die Furcht, daß die Rheinprovinzen der Lombardei folgen würden, und traute eben Preußen nicht die Kraft und Macht zu, da zu stehen und zu siegen, wo Österreich unterlegen war. Bereits im folgenden Jahre war er so weit, an Üchtritz zu schreiben: „Daß wir die politischen Ereignisse des vorigen Jahres verschieden beurteilen würden, mußte ich erwarten; wenn Sie aber Zorn in meinen Worten bemerkt haben wollen, Zorn über die Verkehrtheit und Schwäche der von Ihnen vertretenen Ansicht, so kann ich Sie versichern, daß ich von der Stimmung weit entfernt war, die es einer solchen Empfindung verstattet hätte, mir auch nur unwillkürlich durch die Feder zu fließen. Mich erfüllte nichts, als der tiefste Schmerz, gerade Deutschland dem tragischen Gesetze, das alle Verständigung der Parteien ausschließt und die Lösung an den Kampf knüpft, verfallen sehen zu müssen; ich war so weit davon entfernt, zu verurteilen und zu verdammen, wenn ich mich auch, wie sich wohl jeder in der Bedrängnis des Moments einbildet, zum Chor rechnen zu dürfen glaubte, daß ich die Politik der Vergangenheit mit der der Gegenwart entschuldigte und umgekehrt; wie hätte in dem alten Tragiker wohl der Zorn aufflammen können? Auch jetzt schaue ich dem weitem Verlauf der Dinge nur mit der bittersten Wehmut zu, obgleich alles, was geschehen ist und was bevorzustehen

scheint, mich in meiner Überzeugung nur befestigt hat. Übrigens begreife ich sehr wohl, daß die preußische Landwehr im vorigen Jahre nicht mit dem Enthusiasmus von 1813 unters Gewehr trat; es ist freilich etwas andres, ob man beim feindlichen Nachbar löscht, nicht um ihm zu helfen, sondern um das Feuer selbst aus der Welt zu treiben, oder ob man die Flamme auf dem eignen Dach bekämpft.“¹⁾ Hebbel konnte so wenig wie alle ahnen, daß es in Preußen einen gewaltigen Geist, einen genialen und heroischen Staatsmann gab, der „dem modernen Punier,“ Napoleon III., nicht traute, der sehr wohl wußte, daß Deutschland nicht wieder zu einem Reiche werden könne, ohne sich mit Frankreichs hochmütigem Anspruch, dies zu hindern, auf dem Schlachtfelde gemessen zu haben, der aber trotz dieser Erkenntnis vor der vorher oder nachher notwendigen Auseinandersetzung mit Österreich nicht zurückschrak. Daß Hebbel, trotz des Anscheins, kein Großdeutscher im engen Parteisinn des Wortes blieb, bewies 1861 sein Gedicht an König Wilhelm von Preußen, in dem er den Herrscher prophetisch anredete:

Was kann es größres geben,
Als daß du deine Nation
Erweckst zu neuem, schönern Leben,
So thus und sei ihr bester Sohn!

Horch, wies in vollern, immer vollern
Akkorden durch das Reich erklingt:
Ob Habsburg oder Hohenzollern,
Der Kaiser ist, wer das vollbringt!

Überall fühlt man in den Briefen Hebbels aus den letzten Jahren eine Befreiung aus den Wiener Anschauungen, eine Ahnung der spätern Gestaltung der Dinge heraus. Die letzten politischen Ereignisse, die ihm vergönnt war zu erleben: der Frankfurter Fürstentag von 1863 und der Tod Friedrichs VII. von Dänemark-Holstein, der die unnatürlich gewordne Verbindung der deutschen Herzogtümer mit dem Inselkönigreich löste, weckte in seiner früher so verdüsterten und jetzt so licht gewordenen Seele frohe Hoffnungen. Entgegen der kindischen Wiener Hoffnung, daß eine „Reform“ des deutschen Bundes auch über Preußens Kopf möglich sei, sah er, wie es in seinem letzten Brief an mich hieß, in dem Fürstentag „das wichtigste Ereignis der deutschen Geschichte seit dem westfälischen Friedensschluß, was er insofern gewiß ist, als er durch feierliche Sanktion der Nationalbedürfnisse an die Stelle der bis dahin bestandnen, durch keine Revolution auszufüllenden Kluft zwischen der Nation und ihren Regierungen eine ganz andre bei weitem weniger schreckliche Kluft zwischen den Regierungen selbst gesetzt hat.“²⁾ Seine Stimmung bezüglich Schleswig-Holsteins wird durch das auf seinem letzten Krankenbett gesprochne Wort bezeichnet:

¹⁾ An Friedrich von Achriz; Gmunden, 20. Juli 1860. — ²⁾ Wien, den 25. September 1863.

„Wenn ich gesund wäre, ich befände mich dann schon beim Herzog von Augustenburg und würde mich ihm zur Verfügung gestellt haben.“ Nach alledem unterliegt es nicht dem leisesten Zweifel, daß er, wenn nicht schon 1866, so doch 1870 durch den Gang der Ereignisse nicht nur völlig befriedigt, sondern im Innersten beglückt worden wäre, daß er, wenn er vollends den Abschluß des neuen Bündnisses mit Österreich erlebt hätte, dem Fürsten Bis-marck ein hochragendes poetisches Denkmal errichtet haben würde.

Von der Schärfe und Sicherheit seines Urteils über die augenblicklichen Weltverhältnisse, wo ihm kein Nebel jahrelanger Umgebungen und lokaler Traditionen das Auge trübte, sind mir ein paar lebendige Erinnerungen geblieben. Im Frühling 1861 fiel an fürstlicher Tafel die Rede auf die wenige Monate zuvor verkündigte österreichische Februarverfassung. Hebbel verhielt sich auffallend schweigsam und ward zuletzt gedrängt, seine Meinung zu sagen. Er suchte sich anfangs hinter der Versicherung zu verschanzen, daß er sich über diese schwerwiegende Frage noch keine Meinung gebildet habe. Da man ihm aber das Gegenteil ansah oder sonst abmerkte, so erhob er endlich die Stimme und sagte in seiner eigentümlich eindringlichen Weise: „Niemals ist ein Wechsel in so unbedingter Treue, ihn einzulösen zu wollen, ausgestellt worden, als diese Verfassung. Dennoch — wird der Wechsel nicht eingelöst werden. Zu einer rechtsgiltigen Zahlung gehört nicht bloß die Solvenz des Ausstellers, das ist in diesem Fall die Krone, sondern auch der Wille dessen, der bezahlt werden soll. Wie ernst es auch dem Kaiser von Österreich sein mag, seinem Reiche diese Verfassung zu gewähren, so ist es einem Teil der österreichischen Völker noch viel mehr Ernst, die Verfassung nicht zu nehmen, also wird der Wechsel uneingelöst bleiben.“ Im folgenden Herbst (Ende August 1862) war ich mit Hebbel in einer Dresdner Gesellschaft, in der große Erregung über Garibaldis eben angetretenen Freischarenzug auf Rom herrschte. „Sie werden sehen, wie rasch die Komödie zu Ende geht,“ sagte Hebbel mit einem Lächeln, hinter dem ein Wetter drohte. „Das heißt, Garibaldi wird in einigen Tagen auf dem Kapitol sein?“ fragte der Hausherr, dem dieser Ausgang mehr als wünschenswert erschien. „Er wird das Kapitol nicht betreten!“ versetzte Hebbel mit Nachdruck. „Ich nehme an, daß der König von Italien ihm Truppen entgeschicken wird, für die der Fahneneid etwas andres bedeutet, als für die erbärmlichen Soldaten des Königs von Neapel, die noch dazu von einem Teil ihrer Offiziere verraten waren. Warten Sie einige Tage, und Sie werden sehen, wie der große Römerzug Garibaldis endet.“ Es trat ein peinliches Schweigen ein, und ich sah mehr als einen über den Glauben Hebbels an die Fahnentreue der Soldaten Viktor Emanuels lächeln. Aber am folgenden Mittag brachte der Telegraph die Kunde von dem Gefecht bei Aspromonte, der Verwundung und Gefangennahme Garibaldis.

Schon die „Tagebücher“ Hebbels hatten es klar gezeigt, daß er in einer

Zeit, wo die kleinlichsten Kämpfe doktrinärer Parteien im Vordergrunde der Teilnahme standen, neben der nationalen nur die soziale Frage als eine eigentlich brennende Frage ansah. Er glaubte zwar nicht an jene völlige Aufhebung und Ausgleichung der Unterschiede, von der ein großer Teil unsrer Sozialdemokratie träumt, er hielt vielmehr die Glücksunterschiede für etwas mit der Welt selbst gegebenes. In einem Briefe aus seinem letzten Lebensjahre heißt es: „Die nähere Entwicklung Ihres Begriffs von der sozialen Tragödie hat mich außerordentlich interessiert, wie ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern brauche. Dennoch kann ich meinen ästhetischen Standpunkt nicht aufgeben. Ich kenne den furchtbaren Abgrund, den Sie mir enthüllen, ich weiß, welche eine Unsumme menschlichen Elends ihn erfüllt. Auch schaue ich nicht etwa aus der Vogelperspektive auf ihn herab, ich bin schon von Kindheit auf mit ihm vertraut, denn wenn meine Eltern auch nicht gerade darin lagen, so kletterten sie doch am Rande herum und hielten sich nur mühsam mit blutigen Nägeln fest. Aber das ist eben die mit dem Menschen selbst gesetzte, nicht etwa erst durch einen krummen Geschichtsverlauf hervorgerufne allgemeine Misere, welche die Frage von Schuld und Versöhnung so wenig zuläßt, wie der Tod, das zweite, allgemeine, blind treffende Übel und deshalb eben, so wenig wie dieser zur Tragödie führt.“¹⁾ Wer jedoch aus dieser Betrachtung des Weltelends folgern wollte, Hebbel sei ein Manchestermann gewesen, der würde gründlich irren. Wenn er auch wußte, daß kein König und überhaupt kein irdisches Regiment die Erde in ein Paradies verwandeln kann, so war er doch der Meinung, daß wenigstens das Ziel von allen immer und immer wieder erstrebt werden müsse, die in Wahrheit herrschen wollen, und empfand lebhaft, ja leidenschaftlich, daß die Zeiten des Geschehenlassens und Gehenlassens vorüber seien. Nichts bewunderte er an Napoleon III. so sehr, als seine Fürsorge für die französischen Arbeiter, nichts erfüllte ihn mit größerer Bitterkeit oder dunklerer Sorge, als die Blindheit so vieler Hochstehenden gegen das furchtbare Anwachsen des Pauperismus, gegen die verhängnisvolle Grausamkeit der jüngsten Kultur- und Lebensanschauung, die es fertig gebracht hat, den Himmel einer bescheidenen Lebenslage in eine Hölle zu verwandeln. Die Empfindungen, die in dem Gedicht „Mutter und Kind“ der Holsteiner Christian über die wachsende Erziehung eines einfachen menschlichen Glücks an den Tag legt, waren zum guten Teil Hebbels eigne Empfindungen, der Entschluß des Großkaufmanns, die bei ihm zusammenströmenden Schätze für das Allgemeine zu verwenden, deutet an, in welcher Weise der Dichter eine friedliche Lösung des ungeheuern Problems für denkbar und möglich hielt. Auch hier war der lichterne Auffassung die dunkle vorangegangen. Noch in Paris, im Jahre 1844, stellte sich ihm die Zukunft in herzpressender Furcht-

¹⁾ An Siegmund Engländer; Wien, 27. Januar 1863.

barkeit dar: „Nuges deutsch-französische Jahrbücher sind gleich mit dem ersten Heft wieder eingegangen, sie sind nicht in Deutschland hineinzubringen gewesen. Ich sagte es ihm voraus. Übrigens ist dies erste Heft, das eben jetzt auf meinem Tisch vor mir liegt, wahrhaft böotisch. Nuges Ernst war ursprünglich ein lauterer, aber es hat sich so viel Bitterkeit hineingemischt, daß er nicht allein kein Maß mehr hält, sondern auch kaum noch nach einem Ziele fragt. So wenig Kunst und Wissenschaft als Religion soll noch bestehen, die Geschichte soll bleiben und ihr Gehalt doch wegfallen — ich könnte, obgleich wir persönlich ganz gute Freunde sind, keine zwei Schritte mit diesen Leuten gehen, denn sie treiben sich in lauter Widersprüchen herum und sehen gar nicht ein, daß alles Politisieren und Weltbefreien doch nur Vorbereitung auf das Leben, auf die Entwicklung der Kräfte und Organe für That und Genuß sein kann. Ich sagte ihm neulich: die Welt, die Sie aufbauen, wird über kurz oder lang auch wieder in zwei Parteien zerfallen, in die der Gejagten und der Jagenden, denn die Menschen werden sich in Ihrem Staate so vermehren, daß sie sich notwendig selbst auffressen müssen, und dann haben wir wieder eine Aristokratie, die frißt, und einen Pöbel, der gefressen wird. Doch erhalten diese Jahrbücher zwei ausgezeichnete Aufsätze von einem Preußen, Friedrich Engels in Manchester: die Lage Englands und Kritik der Nationalökonomie, wovon namentlich der letztere die ungeheure Unsittlichkeit, worauf aller Handel der Welt basiert ist, bloßlegt. Für mein letztes Drama »Zu irgend einer Zeit« hatte ich mir nebst andern Konsequenzen, die mit der Zeit aus der jetzigen Weltlage hervorgehen, auch die notirt, daß, so wie jetzt die Kindesmörderinnen bestraft werden, sie dann eine Belohnung erhalten, und daß Staatsanstalten existiren müßten, worin die Kinder der Pauperisten getötet würden. Es steht in meiner Schreibtafel. Zu meinem größten Erstaunen lernte ich nun aus dem Engelschen Aufsatz, daß der berühmte Nationalökonom Malthus dies schon wirklich in Vorschlag gebracht, meine Phantasie also zur Nachhinkerin seines Verstandes gemacht hat. Es war mir lieb, denn ich sehe doch daraus, daß ich unser jetziges soziales Prinzip richtig gefaßt habe.“¹⁾ Von diesen finstern und verzweifelten Phantasien war es ein weiter Weg zu den mannhaften Worten des königlichen Kaufherrn in „Mutter und Kind“:

Man spricht von roten Gespenstern,

Die man mit Pulver und Blei verschrecken müsse. Sie sind wohl

Noch viel leichter zu bannen: man gebe ihnen zu essen,

Und anstatt die Erde in unersättlicher Geldgier

Auszuschmelzen und dann als Schlacke liegen zu lassen,

Wie es ein Rothschild thut, bestelle man Wüsten und weise

Ihnen die Äcker an! Das heißt sich selber beschützen!

¹⁾ An Elise Lenzing; Paris, den 2. April 1844.

aber es unterliegt keinem Zweifel, daß der Dichter auch hier die große politisch-ethische Aufgabe späterer Jahrzehnte richtig begriffen hatte und prophetisch verkündete.

In seinem eignen Leben — und am Ende muß jeder, der andre überzeugen will, bei sich selbst anfangen — ließ Hebbel in allen den Jahren, wo er dem Elend und harten Druck seiner Jugend entronnen war, maßvolle Selbstbeherrschung walten und wich jeder Versuchung zu prunkvollem Leichtsinn und genußgieriger Zerstreuung, die in den allgemeinen wie in seinen besondern Verhältnissen vielfach an ihn herantrat, mannhaft aus. Die tiefe und jeden Tag aufs neue wirkende Dankbarkeit, die er für die glückliche Gestaltung seiner Verhältnisse empfand, ließ ihn wohl niemals vergessen, wie schwer er dieses bescheidne Glück erkauft hatte, aber sie stellte ihm unablässig vor Augen, wie leicht ihm auch dies hätte versagt sein können. Der schöne Brief, den er zwei Jahre vor dem Bruch an seinen Freund Emil Kuh richtete, ist nicht nur das Muster einer getreuen Selbstcharakteristik, sondern auch eine lebendige, ergreifende Mahnung an die Unzufriednen der Gegenwart: „Das geistige Bild, das Sie sich von mir machen zu müssen glaubten, um sich den Umstand zu erklären, daß ich nicht näher auf Ihre Legende einging, ist mir so ähnlich, wie ein leibliches Porträt, das in dem Moment aufgenommen würde, wo ich gerade wegen eines Tritts auf meine Hühneraugen zusammenführe. Es mag einmal auf mich gepaßt haben in einer jener Stunden, wo der Mensch unter der ihm aufgelegten Last zu erliegen anfängt, und Sie hatten sich mir nahe genug gestellt, um in den Kampf zwischen der Selbstbeherrschung und dem Schmerz mit hineingezogen zu werden, ohne daß ich mir deshalb Vorwürfe zu machen brauchte. Jetzt aber verhält es sich zu mir und meinen Zuständen wie das *Ecce homo*-Antlitz zu dem Jubelgesicht des Heilands auf der Hochzeit zu Kana, denn ich gehöre zu den glücklichsten Menschen, die auf der Erde leben, mein innerer Friede wächst von Tage zu Tage; und da mein Glück nicht darauf beruht, daß mein kleiner Acker mir tausendfältige Frucht trägt, sondern darauf, daß ein Körnlein mir mehr ist, wie andern eine ganze Ähre, was ich freilich einer Jugend verdanke, die mich früh den bescheidensten Maßstab an die Dinge zu legen lehrte, so brauche ich nicht einmal stark vor der Nemesis zu zittern. Wenn ich des Morgens erwache und den ersten Laut meiner Frau und meines Kindes vernehme, so kann ich mich freuen, daß mir die Thränen ins Auge treten; wenn ich meine Schale Kaffee trinke, so habe ich einen großen Genuß, wenn ich meinen Spaziergang mache, so hab ich ein Gefühl, als ob ich allein Beine hätte, ja wenn ich des Mittags nach dem Essen das kleine Hündchen nach der Küche herüberhole und es mit fröhlichem Gebell um mich herumspringt, weil es nun auch seinen Teil erwartet, so ergöze ich mich so, daß ich mich jedesmal ärgere, wenn das Tierchen von selbst kommt, weil eine der Mägde die Thür offen gelassen hat. Dabei komme ich mir gar nicht

genügsam und demütig vor, sondern ich fühle mich überschwenglich mit allem, was ich als Mensch verlangen kann, gesegnet, und ich habe auch alle Ursache dazu, denn ich habe eine Frau, in der Gemüt und Seele fast verleblicht sind, ich habe ein Kind, das sich aufs liebenswürdigste entwickelt, ich habe Freunde in allen Kreisen, und ich brauche nicht ängstlich mehr für die Zukunft zu sorgen. Wenden Sie mir ja nicht ein: das alles hattest du früher auch und empfandest den Fußtritt, den »schweigendes Verdienst vom Unwert hinnimmt,« desungeachtet stark genug; zum Teil besaß ich diese Güter in einem viel beschränktem Maß, und dann kommt eben erst im reifern Alter der Sinn für das wahre Glück, auch mußte ich meine Frau unter den miserabeln Theaterverhältnissen nicht mehr leiden sehen, und sie brauchte Zeit, sich an das Unabänderliche zu gewöhnen.“¹⁾ Zu seinem Lebensglück trug das kleine Besitztum, das er in Orth bei Gmunden am Traunsee erworben hatte, ursprünglich nur ein schlechtes Bauernhaus, aber mit schönem Garten und in entzückender Lage viel bei. Er wurde nicht müde, die Reize dieses kleinen Idylls zu genießen und zu preisen. „Wir sind in Gmunden bei bestem Wohlsein und leidlichem Wetter eingetroffen und haben unser kleines Nest um ein beträchtliches bequemer und behaglicher vorgefunden, als es ehemals war. Wenn der Um- und Ausbau ebenso solide ist, als er sich dem Auge gefällig und zierlich darstellt, so bin ich meiner Frau aufrichtig zu Dank verpflichtet und werde mich auch am Ende noch erbitten lassen, die Kosten zu bezahlen, unter deren Last sie zu keuchen scheint. Ich schreibe Ihnen jetzt aus einem Balkonzimmer, das auf schlanken, wenn auch gerade nicht ionischen Säulen ruht; der See schimmert schwarzblau aus Schilf und Ried hervor, der Traunstein schaut durch die Kronen meiner Apfel- und Birnbäume, die freilich um einige ihrer Zweige gekommen sind. In unsrer Abwesenheit ist unser Garten das Asyl der sämtlichen Vögel von Orth geworden, wie eine befreundete Dame uns sagte; sie tritt eines Abends etwas spät noch hinein, um vom Pavillon aus den Mondschein zu genießen, wie sie sich dem Eingang aber nähert, rauschen ihr hunderte aufgeschreckt entgegen, die auf dem runden Tisch für die Nacht ihr Lager aufgeschlagen hatten, und flattern ängstlich hinaus. Kann es ein anmutigeres Bild geben?“²⁾ Und noch in dem letzten Sommer, der ihm in Gesundheit gegönnt war, schwelgte er in den Wonnen, die ihm Gmunden immer wieder bereitete: „Am ersten Juli traf ich wieder in Gmunden mit meiner Familie zusammen und verlebte dort bei köstlichem Wetter meine gewöhnlichen sechs Wochen, die unendliche Fruchtbarkeit des Jahres in meinem eignen kleinen Garten vor Augen, denn fast jeder Baum mußte gestützt werden, und Äpfel und Birnen hingen in ganzen Sträußen, wie kolossale Trauben, von den ächzenden Ästen herunter. Mich

¹⁾ Wien, den 11. März 1858.

²⁾ An Julius Glaser; Orth, den 4. Juli 1860.

rührt und erhebt ein solches Übersprudeln der Natur, es ist, als ob ein neuer Liebes- und Lebensblitz durchs Weltall zuckte.“¹⁾

Es ist erquicklich, aus diesen und hundert andern Einzelheiten der Briefe Hebbels die Gewißheit zu gewinnen, daß sich sein persönliches Leben wie seine Dichterkraft und seine Bildung in aufsteigender Linie bewegt hat, daß er nicht bloß Orden und Schillerpreise, Lorbeerkränze und Lobgedichte erhielt, sondern bis zuletzt den innern Gewinn seines Lebens mehrte und neben jedem Segen der Kraft auch jeden Segen der Milde empfand. Wundervoll spricht des Dichters warme Teilnahme an aller menschlichen Bedürftigkeit aus einer langen Reihe seiner Briefe, auch aus dem letzten an seine Frau gerichteten. Hebbel brauchte im September 1863 die Bäder von Baden bei Wien und berichtete an Frau Christine, daß er etwas später als seither sein tägliches Bad nehme: „Ich gehe jetzt etwas später, teils weil Freund Schulz es mir durch dich raten ließ, mehr aber noch, um dem armen Greise, dem alten italienischen Arzt, einen Gefallen zu thun. Dieser fürchtet sich nämlich so sehr, allein im Wasser zu sein, wozu er auch in seinem hilflosen Zustande alle Ursache hat, und da die Frequenz jetzt nicht mehr besonders stark ist, so richte ich mich so ein, daß ich ihm Gesellschaft leisten kann. So lächerlich er mir anfangs vorkam, so rührend ist er mir jetzt; er hat bei all seinen kleinen Schwächen eine wahre Kinderseele, die ihm auch aus den gutmütigen Augen sieht, ist schändlich betrogen worden und steht ganz einsam in der Welt. Schrecklich! Was ist ein Totenkopf gegen einen solchen Greis, wenigstens für mich!“

Bei solcher Grundstimmung seines zum Höhepunkt gelangten Lebens hatte der Tod, so wenig er ihn ersahnte, doch seine Schrecken für ihn verloren. Wenn wir lesen, daß er im November 1863, schon auf dem Totenbette, die Nachricht von der Berliner Preiskrönung seiner „Nibelungen“ lächelnd mit den Worten empfing: „Das ist Menschenlos, bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher,“ daß er sich am letzten Nachmittag seines Lebens von seiner Tochter Schillers „Spaziergang,“ das Gedicht, das jederzeit zu seinen Lieblingen gehört hatte, vorlesen ließ, daß er bis zuletzt für den kleinsten Liebesdienst, den man ihm erwies, herzlich dankbar blieb, so fühlen wir, daß alles edle Pathos der Briefe seines letzten Jahrzehnts, alle Weihe, die aus seinem poetischen Testament, dem Gedicht „Der Brahmine“ spricht, innere Wahrheit war, und daß der Dichter die Dämonen, die seine Jugend geschädigt und verdunkelt hatten, in sich selbst überwunden hatte. Sicher wird auch nach dieser letzten ausführlichen Veröffentlichung der Streit über Friedrich Hebbel nicht abgeschlossen sein, denn obwohl er der letzte war, der sich eine Schuld leichtfertig vergeben hätte, und zum innern Glück seines spätern Lebens gar nicht gelangt wäre, wenn er nicht zuvor für jede Schuld redlich Buße und Sühne geleistet

¹⁾ An Fr. von Üchtritz; Wien, 25. Oktober 1867.

hätte, so wird es doch immer Leute geben, die selbst angesichts dieser Zeugnisse nur von der Schuld und von dem Irrtum dieses Lebens zu sprechen wissen. Ihnen mögen zum Schluß die schönen Distichen antworten, die die Überschrift „Unfehlbar“ tragen:

Stelle dich, wie du auch willst, nicht wirst du die Feinde vermeiden,
Aber, wie Ithetis den Sohn, kannst du dich sei'n für den Streit:
Mache so ganz dich zum Träger des Guten, des Wahren und Schönen,
Daß man die Götter verlegt, wenn man dich selber bekämpft!

und deren Anwendbarkeit auf Hebbels Natur und Streben der „Briefwechsel mit Freunden und Zeitgenossen“ beinahe Blatt für Blatt bestätigt.



Seila die Katzenprinzessin

Ein Märchen von Julius Haarhaus



em Bücherfreunde, der die Meßkataloge aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts durchblättert, wird öfter der Name Justus Hochstedt begegnen, und zwar meist in Verbindung mit Ausgaben arabischer und persischer Dichter. Wenn man auch die wissenschaftliche Bedeutung dieses Gelehrten heutzutage kaum noch zu würdigen weiß, so verdient doch sein Leben und die seltsame Art seines Entwicklungsganges den Anteil der Nachwelt. In seiner Jugend war er von den früh verstorbenen Eltern für den Kaufmannsstand bestimmt worden, aber die trocknen und teilweise mechanischen Arbeiten in den Gewölben des Handelsherrn, bei dem er seine Lehrzeit bestehen sollte, sagten dem lebhaften Knaben wenig zu. Und so wären die in solcher Thätigkeit verbrachten Jahre für Justus nutzlos gewesen, wenn nicht sein Geist aus dem steten Verkehr mit den Erzeugnissen ferner Länder eine eigentümliche Anregung empfangen hätte. Es war die Sehnsucht in ihm erwacht, mit den Gegenden und Völkern, die dem Magazin seines Lehrherrn ihre Erzeugnisse lieferten, in nähere Verührung zu treten. Bei jedem Zuckerhute, den er seines blauen Papierröckleins entkleidete, gedachte er der feuchtwarmen Striche Amerikas, wo das wunderbare Rohr gedeiht, und sah im Geiste, wie die armen Schwarzen unter der süßen Bürde keuchten und von den herzlosen Aufsehern mit gestreiftem Poncho und Panamahut zu schnellerer Arbeit aufgemuntert wurden. Und was ließ sich nicht alles beim Abwägen der Gewürze denken! Wenn er an einer Zimmtsange roch und die Augen schloß, so war ihm, als durchsegelte er auf einem Rauffahrteischiff den Stillen Ozean und näherte sich den Gewürzinseln, die